

Liebe Gemeinde,

„Ich habe heute Nacht geträumt, dass wir knutschen!“ Anne, die gerade von der Arbeit nach Haus gekommen war, sieht ihren Mann Georg erstaunt an. „Was?“ „Ich habe heute Nacht geträumt, dass wir knutschen! Soll ich dir mal zeigen, wie das war?“ Und Georg nimmt behutsam das Gesicht seiner Frau in seine Hände und gibt ihr einen innigen, leidenschaftlichen Kuss. Die Zeit scheint still zu stehen. Es klingelt an der Tür. Ihre beiden erwachsenen Kinder kommen zu Besuch und die Familie isst gemeinsam zu Abend.

Ein anderer Tag. Georg kommt von seiner Schicht als Polizeibeamter. Er betritt das Wohnzimmer und sieht Anne, die zusammengekauert am Tisch sitzt. Ihr Blick ist gesenkt. Sie kann ihn nicht ansehen. Georg versucht seine Hand auf ihre Schulter zu legen, aber sie stößt ihn weg. „Was habe ich jetzt schon wieder falsch gemacht“, fragt er mit belegter Stimme. Aber es gibt keine Antwort. Anne greift nach der großen hölzernen Pfeffermühle und schlägt sie ihrem Mann auf die Schulter, und noch einmal und noch einmal, vor Schmerzen geht Georg zu Boden, noch einmal schlägt sie zu, und wieder. Immer schneller prügelt sie auf ihn ein. Die Schläge sind hart, aber die Resonanz ist schwach. Ein stilles Röcheln, ein sanftes Rumpeln, mehr ist da nicht zu hören. Stoisch stöhnend liegt Georg auf dem Wohnzimmerteppich und lässt den Wutausbruch seiner Frau über sich ergehen. Es scheint, als schlucke der weiche Wohnzimmerteppich, auf dem er liegt, jedes Geräusch der Schläge und das trübe Zwielflicht der Wohnzimmerlampe schluckt jede Energie, die Anne bei ihren Schlägen freisetzt.

Derselbe Abend: Anne legt sich ins Ehebett neben Georg, ganz nah, und flüstert mit gebrochener Stimme: Es ist nicht, weil ich dich nicht liebe. Hörst du? Willst du dich von mir trennen? Er lehnt sich zu ihr hinüber und küsst ihre Stirn.

Es sind Szenen einer Ehe, die uns der Regisseur Jan Bonny in seinem Film „Gegenüber“ vor Augen führt. Georg und Anne, ein Polizist und eine Grundschullehrerin, zwei erwachsene Kinder und Annes Vater, der seinen Schwiegersohn für einen Versager hält. Nur zu gern würde Anne ihren Mann mal aus der Haut fahren sehen. Einmal soll er ihr Held sein, den sie sich so sehr wünscht. Sie macht ihrem Mann Angst, ihre erwachsenen Kinder können es in ihrer Nähe kaum aushalten und auch wir als Zuschauer können sie kaum ertragen. Dabei ist sie nicht böse. Viel schlimmer: Sie ist unglücklich. Aber sie bekommt kein Mitleid. Ihre

Verzweiflung ist Terror. Georgs bevorstehende Beförderung soll endlich ein klein wenig Achtung schaffen, aber auch das gelingt nicht.

Dieser immer wiederkehrende Wechsel, geradezu das Ineinander von Gewalt und Zärtlichkeit sind an dem Film kaum auszuhalten. Manchmal überspielt Anne Situationen und dann fährt sie wieder aus der Haut und schlägt auf ihren Mann ein, der all das besonnen erleidet und gleich danach fragt sie ihn: „Liebst du mich?“ Eines Tages kommt Georg nach Hause und hört Stöhnen im Wohnzimmer. Er geht hinein und sieht wie seine Ehefrau Sex hat mit seinem Kollegen. Sie blickt auf, während sie es miteinander treiben, blickt Georg stechend in die Augen und schreit: „Tu was, tu doch was!“ Doch er setzt sich an den Tisch und erduldet.

Dass es auch vorkommt, dass Männer Opfer von häuslicher Gewalt werden, ist immer noch ein Tabuthema, aber das ist es nicht, was an dem Film fast nicht auszuhalten ist. Es ist auch nicht allein die rohe Gewalt, die dem Zuschauer dargeboten wird. Was den Film wirklich unerträglich macht, ist die Scham. Diese unendliche Scham durchdringt die Szenen so stark, dass man beinahe das Gefühl bekommt, sie habe sich unwiderruflich in die Wohnzimmeratmosphäre ergossen, in der sich uns die Untiefen dieser Ehe darbieten. Georg ist beschämt, weil er gedemütigt und gepeinigt wird von seiner eigenen Ehefrau, er ist beschämt, weil er nicht fähig ist, ihr Einhalt zu gebieten, er empfindet Scham vor seinen Kindern. Manchmal zieht er sich in eine Spielhalle zurück und setzt sich dort in einen Fahrsimulator, eine kleine Kugel, in der er, abgeschirmt von der Außenwelt, bitterlich weint. Auch Annes Gesicht ist gezeichnet von Scham. Sie schämt sich vor ihrem Vater, nach dessen Anerkennung sie giert und die er ihr verweigert. Sie schämt sich vor ihren Kindern und vor ihrem Mann für ihre Wutausbrüche. Bei jedem ihrer Wutausbrüche wiederholt sich ein Muster der Scham. Sie schlägt das erste Mal zu und hält inne. Georg, noch nicht vor Schmerz zu Boden gegangen schaut sie fassungslos an. Dieser Blick trifft sie und lässt sie für einen Moment erstarren. Dieser Blick ist für sie unerträglich. Dieser Blick ist es, der die unbändige Wut mit ihr identifiziert. Durch diesen Blick sieht sie sich selbst und das ist für sie unerträglich. Jeder weitere Schlag, der folgt, wirkt, als wolle sie diese Scham und Pein aus ihrem Körper herausschlagen.

Am verstörendsten an all dem ist vielleicht, am Ende das Gefühl zu haben, dass es in diesem Film um Liebe geht und zwar nicht in einer bloß krankhaften Form, sondern es offenbart sich eine Dimension, die der Liebe wesenhaft angehört. Durch all diese Gewalt hindurch zeigt sich die Liebe so, wie ich sie kenne, wie ihr sie kennt. Sie zeigt sich mit dieser dunklen Seite, derer sie sich nicht entledigen kann, so sehr sie auch will. Die Scham ist diese dunkle Seite, ohne die die Liebe nicht die Liebe wäre.

Liebe und Scham, das ist keine Wahlverwandtschaft. Die Liebe hat sich die Scham nicht ausgesucht als ihr stiller Begleiter, verstecken würde sie diese ihre Rückseite am liebsten, derer sie sich nicht entledigen kann. Am allerliebsten würde die Liebe sich nur von ihrem Angesicht zeigen. Es gibt Momente, in denen erleben wir nur dieses wunderbare Gesicht der Liebe. In der Freundschaft, wenn ich das Gefühl habe, mich auf den Anderen ganz und gar verlassen zu können, wenn ich mich ganz und gar darauf verlassen kann, dass nichts und niemand dieses Vertrauensverhältnis stören kann. In einer neu begonnenen Liebesbeziehung, wenn ein Mann für seine Geliebte ein Essen vorbereitet hat und auf sie wartet, diese letzten Sekunden, bevor sie kommt, feuchte Hände, ein flaes Gefühl im Magen und wenn das Herzchen dann diesen kleinen Hüpfen in der Brust macht, wenn sie wirklich den Raum betritt. Da ist diese Liebe, Momente, in denen es nichts schöneres gibt als zu dem anderen zu gehören und auch nichts anderes vorstellbar ist. Wenn zwei Menschen nach 25 Ehejahren gemeinsam am Frühstückstisch sitzen, sie ihm zärtlich den Rest des Frühstückseis von der Oberlippe wischt und beide sich zärtlich anschauen und wissen, dass sie um keinen Preis der Welt an einem anderen Ort sein wollen. Nicht in einem anderen Leben, nicht an einem anderen Frühstückstisch.

Diese Momente sind so rein und wunderbar, wer würde es da wagen zu behaupten, dass die Liebe eine dunkle Kehrseite hat. Nichts dergleichen. Da kann die Liebe nichts anderes sein als Lust und übergroße Fülle. Und diese Erlebnisse sind keine Verblendung, nicht die rosarote Brille. Wenn wir sie erleben, wissen wir, dass sie tief wahr sind und in solcher Wahrheit brennen sie sich auch in unsere Erinnerung ein. Sogar wenn eine Beziehung beendet ist, bleibt dieses wahre Gefühl uns manchmal zugänglich, wir können dem noch nachspüren, wie es war, den anderen so geliebt zu haben.

Ich stelle mir das so vor, als ob die Liebe in diesen Momenten selbst vergisst, dass ihr auch eine dunkle Seite angehört. Als ob auch ihr diese Augenblicke so vollständig erscheinen, dass sie die Scham in ihrem eigenen Rücken ganz vergisst.

Doch wer liebt, der weiß auch, dass diese Momente nicht auf Dauer gestellt sind. Wenn wir lieben, machen wir uns angreifbar, wir werden verletzlich, liefern uns dem anderen aus. Wenn ich liebe, begegne ich tiefen Ängsten. Liebt der, den ich liebe, mich genauso stark wie ich ihn? Kann der andere mich ertragen mit all meinen Eigenheiten, die ich selbst verachte und die ich doch nicht ändern kann. Wie ein inneres Gedächtnis speisen sich Beschämungserfahrungen vergangener Beziehungen in neue Liebe ein, als tiefe Angst noch einmal beschämt zu werden, noch einmal nicht gewollt zu werden. Und wir werden selbst zu Beschämern in der Liebe, weil uns die Waffen, die den anderen verletzen können sofort bei der Hand sind. Wir wissen, wodurch der Geliebte verletzlich ist und wir tun das, was wir nicht wollen. Diese Momente, in denen wir einen Satz sagen, für den wir uns am liebsten schon tausendmal entschuldigen würden, wenn er gerade unsere Lippen verlässt. Ich glaube, es kann sogar das beschämendste an der Liebe sein, dass wir in ihr zu Beschämern werden.

In der Liebe setzen wir uns dem Blick des Anderen aus und dieser Blick ist es, der beides sein kann: lebenswichtig und lebensgefährlich. Der Blick des anderen kann meinen unendlichen Wert bedeuten und meine unendliche Pein.

Beides ist machtvoll: der anerkennende Blick, weil ich vor ihm 2 Meter größer werde, über mich hinaus wachse und der beschämende Blick, weil er mich von einer Sekunde auf die andere völlig zusammenschrumpfen lässt, so dass eigentlich nur noch dieses unerträgliche Schamgefühl von mir übrigbleibt. Es durchdringt alles, was ich bin. Es äußert sich unweigerlich körperlich. Meine Hände werden nass, ich werde rot, ich möchte im Boden versinken. Das unterscheidet die Scham so maßgeblich von der Schuld: zu meiner Schuld kann ich mich verhalten, mit meiner Scham bin ich auf verhängnisvolle Weise identisch, sie hat mich gleichsam in ihrer Gewalt. Von dieser Kraft der Scham kann ich mich selbst nicht befreien. Sie tritt in den Hintergrund und kommt wieder hervor, wie es ihr passt. Retten kann mich nur ein anderer Mensch, indem er mich mit einem Blick der Anerkennung

anschaut und damit noch nicht genug, ich muss diesem Blick der Anerkennung auch noch Glauben schenken.

Dass das Schamgefühl derart eng mit unserem Menschsein verwoben ist, darum weiß auch die Bibel.

Bereits in der Urgeschichte wird die Scham Thema. Adam und Eva essen vom Baum der Erkenntnis und erkennen, dass sie nackt sind. Es ist als würde sich für die beiden in Gen 3 ein erneuerter Blick auf die Wirklichkeit ergeben, ein differenzierterer, unverstellter. Dieser neue Blick ist gleichsam die Geburt der Scham und als sie auf den Plan tritt, sollen Adam und Eva das Paradies verlassen. Scham ist gewissermaßen das absolute Paradies-No-Go. Scham und Pein haben nichts zu suchen am Ort reiner Gottesgegenwart. Die Aufenthaltsgenehmigung im Paradies haben Adam und Eva zwar verloren, aber ich glaube, sie haben auch etwas gewonnen. Das Bedürfnis danach, sich zu bedecken, bedeutet für die beiden auch die Einsicht, dass es etwas an ihnen gibt, dass es verdient hat, bedeckt zu werden, eine Art schützenswertes Geheimnis, das nicht jedermann zugänglich sein kann. Ich frage mich, ob es nicht auch dieses Schutzbedürfnis ist, das den Menschen überhaupt zu Gottes Ebenbild macht. Wenn Gott das Geheimnis der Welt ist, was wären wir dann für Ebenbilder, wenn wir wie offene Bücher wären und es nichts an uns gibt, von dem wir meinen, dass es ein Geheimnis bleiben sollte? Sogar so viel Einfühlungsvermögen für das Hüten eines Geheimnisses besitzt Gott, dass ihm glasklar ist, dass ein Feigenblatt kaum reichen kann. Felle macht er den beiden, mit denen Sie ihre Scham bedecken können.

Die Scham gehört zum Menschsein und lässt sich nicht entsorgen und sie gehört ebenso zur zwischenmenschlichen Beziehung. In Sartres Theorie der Subjektivität erlangt die Scham deshalb eine so herausragende Bedeutung, weil sie für die Beziehung zu anderen steht und sie alles in sich enthält, was die Subjektivität einschränkt. Der andere Mensch wird geradezu zur Voraussetzung meines Selbstverhältnisses. In „Das Sein und das Nichtsein“ beschreibt er, wie er durch ein Schlüsselloch blickt und ganz mit dem Beobachteten verschmilzt, bis er durch den Blick des Anderen ertappt wird. Erst vermittelt der Scham wird er sich so als Person bewusst. So gründet sich also paradoxerweise in dieser Schamerfahrung auch gleichzeitig seine Dignität. Im Schamgefühl teilen sich ihm die Pein seiner Existenz und der unsagbar hohe Wert seiner Existenz gleichermaßen mit.

Ich glaube, es ist nicht zuletzt auch dieser Zusammenhang ist, den Sartre beschreibt, der dazu führt, dass wir doch das Gefühl haben, da, wo von Scham geredet wird, die Religion nicht weit ist.

Christina-Maria Bammel, eine der wichtigen Schamtheoretikerinnen innerhalb der Theologie, schreibt: "Die Atmosphäre der Kirche ist eine Atmosphäre der Scham." Damit meint sie nicht ein unerfreuliches Erbe historischer Schamkulturen in der Kirche, die es zweifelsohne gibt, oder den vermeintlichen Umstand, dass die Kirche ein prädestinierter Ort für das Auftreten von Scham sei, sondern sie meint damit, dass am Ort religiöser Selbstdeutung die Scham notwendig zum Thema wird. Religiöse Selbstdeutung kommt nicht aus, ohne auch religiös über Scham nachzudenken.

Am Ort der Scham wird plötzlich die gesamte Bandbreite an Erlösungsvorstellungen, die das Christentum zu bieten hat, wieder lebendig. In der Gegenwart, deren Signatur es ist, dass die Notwendigkeit erlöst zu werden für uns alles andere als selbstverständlich ist, ist die Scham der Ort, an dem der Gedanke von Erlösung wieder Fleisch bekommt. Das tiefe Gefühl, dass unsere Beziehungen und unser Dasein selbst etwas Unabgeholtenes haben und wir davon Verletzungen tragen, wird uns in der Scham bewusst. Und Erlösung erscheint plötzlich überlebenswichtig.

Eine pervertierte Ahnung einer Erlösung lässt Jan Bonny auch am Ende seines Filmes „Gegenüber“ kurz aufflackern. Bei Annes letztem Wutausbruch schlägt Georg zurück, erst einmal, nochmal und dann ähnlich wild wie Anne zuvor. Hier ist noch keine Erlösung, im Gegenteil, man hat den Eindruck, die Schlinge von Gewalt und Scham habe sich nun vollends um sie zusammen gezogen. Aber danach ist da ein Moment, das mich tief bewegt hat. Völlig k. o. liegen die beiden nach den Schlägen am Boden, völlig ineinander verknäuelte, in einer innigen Umarmung, voller Nähe. Völlig erschöpft schlafen sie so ein und als Anne aufwacht, nimmt sie ganz sanft die Hand von Georg, streichelt sie und nimmt sie unbemerkt von ihrem Bein, damit er nicht aufwacht. Und wie eine Verheißung blitzt da plötzlich eine Zehntelsekunde lang eine Frage auf: „Ist nicht vielleicht jetzt endlich der letzte Kampf gekämpft???“

Ich gebe zu, wenn das, was ich am Ende des Films gesehen habe, überhaupt den Namen Erlösung verdient, dann ist das eine light-Variante, die uns eigentlich nicht zufriedenstellen kann. Das Ende des Films lässt eine Frage entstehen: Wenn die Scham als Schattenseite der Liebe die Gefahr birgt so zerstörerisch werden zu können, dass sie selbst die Erlösung aussehen lässt wie einen mickrigen Abklatsch ihrer selbst, wäre es dann nicht besser für uns, wenn wir uns gegen die Liebe entscheiden? Meinen Antwort lautet: Nein! Denn wer sich gegen die Liebe entscheidet, entscheidet sich auch gegen das Leben und gegen sich selbst. Neben der Scham gehört auch der tiefe Wunsch nach Nähe und Intimität unserem Wesen unmittelbar an. Ich bin darauf angewiesen, mich in den liebenden Augen des anderen zu spiegeln, damit ich überhaupt mit mir selbst leben kann. Ein solcher liebender Blick ist ein derart hohes Gut, dass es sich lohnt dafür die größten Gefahren einzugehen.

Nur so haben wir die Liebe, gefährlich, gebrochen, fragil und wunderschön zugleich.

Weil Liebe und Scham so eng zusammengehören, kann ich mir nicht vorstellen, dass Erlösung bedeutet, dass Gott einst alle Scham auslöschen wird, denn sie gehört zu uns wie die Liebe. Ohne unsere Schamerfahrung wäre keiner von uns heute der, der er ist. Erlösung bedeutet für mich, dass das Schamhafte an mir zwar noch zu mir gehört, dass ich es aber nicht mehr verstecken muss, vor allem nicht vor mir selbst. Wo die Liebe immer das letzte Wort hat und die Scham mich nicht mehr gefangen nimmt, da ist der Himmel.

AMEN

Und der Wille Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.